

## Das Panzerschiff A

Das Panzerschiff A wird am 19. Mai in Kiel vom Stapel laufen. Gleichzeitig findet die Taufe dieses Schiffes statt, das als alte aus dem Dienst geschiedene Linienschiff "Preußen" ersetzt soll. Seit langem geht schon ein großes Märchen darum, welchen Namen das Schiff erhalten soll. Im Reichswehrministerium ist man sich bereits darüber einig geworden, wie es heißen soll. Ein entsprechender Beschluß der Marineleitung ist auch dem Reichspräsidenten zur Genehmigung vorgelegt worden. Die Einladungen für den Taufakt sind jedoch immer noch nicht hinausgegangen. Infolgedessen läßt sich auch nicht feststellen, wer Bate sein wird. Nach altem Brauch wird die Namensgebung eines Schiffes bis zum letzten Tage geheimgehalten. Ueberlegt man sich aber, welcher Name in Frage kommen könnte, dann sieht es so aus, als ob das Schiff auf den Namen "Preußen" getauft werden wird.

Vor einiger Zeit ist angeregt worden, dem Panzerschiff A den Namen des Admirals Scheer zu geben, der die Flageratschschiffe zu einem flegelreichen Abstieg brachte. Unter diesen Umständen hätte man aber für alle neuen Panzerschiffe die Namen von bekannten Meer- und Flottenführern wählen müssen. Daraus hätten sich bestimmt Unzulänglichkeiten ergeben. Städtenamen kommen nicht in Frage, weil sie bereits für die Kreuzer reserviert sind. Es erscheint auch ausgeschlossen, eine Präsidentenliste zu schaffen und dem Panzerschiff A den Namen des verstorbenen Präsidenten Ebert zu geben. Für das Panzerschiff B wäre ja noch der Name Hindenburg vorhanden, nicht aber für die übrigen Ersatzbauten. Infolgedessen bleibt nichts anderes übrig, als den Panzerschiffen Ländernamen zu geben. Den Vorrang erhält Preußen als größtes Land. Eine entsprechende Einladung wird also sehr wahrscheinlich an den preussischen Ministerpräsidenten Braun ergehen, der dann die etwas merkwürdige Rolle eines Taufpaten zu übernehmen hat, da es gerade seine Partei war, die jahrelang das Panzerschiff A mit aller Heftigkeit bekämpfte.

Der Stapellauf des Panzerschiffes, der ursprünglich für den Juni vorgesehen war, ist nunmehr auf den 19. Mai vorgezogen worden, da um diese Zeit in Kiel die internationale Ozean- und Schiffsahrtsausstellung stattfindet, zu der zahlreiche hervorragende Gäste erwartet werden. Reichspräsident von Hindenburg wird persönlich den Taufakt vornehmen.

Da Deutschland im Verfaller Vertrag der Bau von Kriegsschiffen über 10000 Tonnen verboten ist, standen die Konstrukteure des Panzerschiffes A vor einer schwierigen Aufgabe. Es galt, dem 10000-Tonnen-Schiff nach Möglichkeit die Leistungsfähigkeit eines Schlachtschiffes von 30000 Tonnen zu geben. Die tote Last der Konstruktion mußte zu Gunsten der aktiveren Ausrüstung und des nutzbareren Brennstoffes vermindert werden. Dabei durfte die Gewichtersparung nicht auf Kosten der Panzerung gehen. Das Ziel wurde auf zwei Wegen erreicht: wo es anging, hat man bei den Maschinen und in der Getriebe-Konstruktion Leichtmetall verwendet. Außerdem ging man erstmalig dazu über, die Panzerplatten nicht zu vernieten, sondern zu verschweißen. Der Erfolg ist, daß die Tragfähigkeit des kleinen Panzers tatsächlich der eines 30000-Tonnen-Schlachtschiffes entspricht.

Die größte Ersparnis konnte bei der Maschinen-Anlage erzielt werden. Der Kreuzer ist das erste Motor-Kriegsschiff der Welt. Nach der bisher gültigen Formel rechnete man für jede Pferdekraftleistung 60 Kilogramm Rotorengewicht. Die neuen Dieselmotoren des Panzers leisten hingegen die Pferdekraft auf je 8 Kilogramm Gewicht! Diese ungeheure Ersparnis konnte der Gesamtleistung zugute kommen. Die Motoren des Panzers leisten volle 50000 P.S.! Wenn man bedenkt, daß die sechsmal so großen Schiffe der "Bremen"-Klasse gerade nur das Doppelte, nämlich 100000 P.S. leisten, dann kann man erahnen, daß die Panzerschiffe der A-Klasse wahre Wundtaten der Dyanne werden müssen. Die offizielle Angabe über die erzielbare Höchstgeschwindigkeit lautet: 36 Seemeilen. Der Aktionsradius beträgt 18000 Kilometer, was nahezu dem halben Äquator-Umfang entspricht.

Diese Tatsachen zeigen, daß das Panzerschiff A eine unerreichte Leistung deutscher Schiffbautechnik ist. Sie rechtfertigen allerdings nicht das Geschrei des Auslandes. Denn wenn

die Leistung unseres Panzers auch verdoppelt wurde, so entspricht sie doch nur der eines 20000-Tonnen-Schiffes, das in den Flotten Englands, Amerikas und Frankreichs zu Tausenden vorkommt.

## Vermischtes.

### Die größte Schurkerei im Weltkrieg.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß im Jahre 1916 der deutsche, geheime diplomatische Chiffriercodex an die Entente verraten wurde. Den Feinden Deutschlands war damit ein unermesslicher Dienst erwiesen. Lord Balfour, ehemaliger Ministerpräsident und Außenminister Englands, nannte den gemeinen Verrat sogar das "entscheidendste Ereignis des Weltkrieges". Der Verräter war der Oesterreicher Alexander Szel. Ueber sein Schicksal herrschte völliges Dunkel. Auch sein Vater, ein österreichischer Staatsbürger, der bei Boris wohnt, kann nur dürftige Angaben machen. Er erhielt im Jahre 1920 aus Brüssel von Frau Wille einen Brief, in der sie ihm mitteilte, daß sich sein Sohn Alexander bei ihr vor den deutschen Behörden versteckt. Er habe ihr den radiographischen Geheimecodex der deutschen Regierung gezeigt und sei im Jahre 1915 über die polnische Grenze nach England. Alexander war damals 30 Jahre alt. Seine Regierung zu England erklärt sich aus seiner englischen Erziehung. Der Vater erzählte nun jüngst einem Pressevertreter von der Flucht seines Sohnes Alexander nach Dolland zum englischen Konsul Major Oppenheim. So gelangte auch die Chiffre in die Hände der Engländer, die nur Alexander Szel entziffern konnte. Nach Angaben deutscher Behörden wurde Alexander ertrapt und hingerichtet. Der Vater ließ die Leiche ausgraben und man glaubte, daß der Tot nicht Alexander Szel sein könne. Der britische Konsul Oppenheim erklärte dem Vater Szel, daß sein Sohn bei ihm im Jahre 1915 war und daß er heute noch lebe, mehr könne er ihm aber nicht sagen. Auch im britischen Nachrichtenendienst konnte man sich später noch des Verräters erinnern. Man wünschte aber nur, daß er im Jahre 1915 von Dolland nach England fuhr. Seitdem fehlt jede Spur.

### Alfons XIII. und 24 Bettler.

Es sind nun etwa 14 Tage her, daß König Alfons XIII. und seine Gemahlin 24 Bettlern die Füße gewaschen haben, entsprechend dem schönen Brauch, der am Königshof von Madrid seit Jahrhunderten in der Karwoche geübt wird. Die Zeremonie der Fußwaschung vollzog sich in Gegenwart der Regierung, des Hofes und des diplomatischen Korps, die alle in Galauniform erschienen waren. Der König band sich über seine glänzende Admiralsuniform einen großen Schurz, während die Königin über ihr silberdurchwirktes Kleid mit einer grünen Sammetkrawatte ebenfalls eine Schürze anzog. Die Messe wurde geleitet in der königlichen Kapelle. Am Ende derselben war ein Altar errichtet, zu dessen beiden Seiten 24 Bettler, je 12 Männer und 12 Frauen, die einfach, aber sauber gekleidet waren, Platz genommen hatten. Die Zeremonie, so schreibt ein Madrider Blatt, "war die imposanteste und feierlichste, die man jemals im Palast gesehen hat". Das Essen, das folgte, bestand aus verschiedenen Hülsenfrüchten. Der König und die Königin bedienten selber. "Der König", so schreibt das spanische Blatt, "servierte so schnell, daß er, als er den Käse brachte, der Königin sagen konnte: 'Ich bin um zwei Platten vorher fertig'. Als er bei den Diplomaten bemerkte, daß einzelne Hunger hatten, reichte er ihnen Orangen, die der Botschafter der Vereinigten Staaten, der von England und die Prinzessin Bibesco aßen."

## Grausamkeiten chinesischer Banditen

Deutsch-chinesische Zeitungen berichten über folgende barbarische Grausamkeiten: Unerwartet fand über Nacht der Banditenführer Wang-Ling-Hien vor Tien-bul 10000 seiner Untergebenen, mehr Tiere als Menschen, warteten stierend der Erlaubnis zur Blünderung. Der Kreisvorsteher An Van floh, das Volk wagte keinen Widerstand. Noch hatte Ma Gewalt über seine Horde. Als sich aber die Bewohner Tien-buls wehrlos ergaben, drangen 10000 viehische Chinesen in die Stadt, mordend und plündernd. 700 Bewohner der Stadt trinkten nieder und streckten die Waffen. Ma ließ sie alle töten. Das Vorhaben ging weiter. Man suchte nach den Weibern, um sie zu vergewaltigen. Die

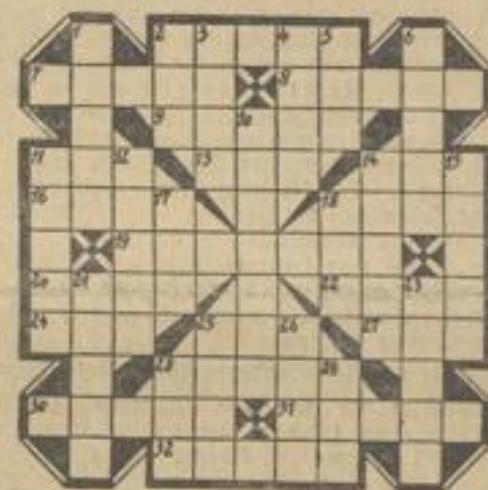
Bestvorstadt ging in Flammen auf. Die Straßen und Gassen hallten wider von dem Schreien und Klagen der Unglücklichen. Man warf sie in die Klammern. Die man nicht mordete, mußten schrecklich verbrennen.

Der neue Tag sah statt der einst blühenden Stadt ein schreckliches Trümmerfeld. Tausende von Toten lagen in den Straßen. Blutgeschwängerte verpestete Luft erfüllte den Ort. Tausende Verwundete wälzten sich ächzend am Boden, flüchten um den Gnadenstoß. Ma beantragte seine Generale, die Umgebung nach Weibern abzulinden und zu plündern. Die Frauen flohen in die Felder und blieben dort ohne Nahrung Tage und Nächte und verhungerten. Die Männer blieben so lange gefangen, bis sie ihr letztes Geld ausgeliefert hatten und starben dann elend den Holtertot.

Ma schickte seinen General Wang gegen Kan Guan Hsien. Die Vertrauensleute kamen Wang entgegen und ließen ihn willkommen, um die Stadt zu retten. Wang Chanlin rückte in die Stadt ein, holte die jungen Mädchen und Frauen gewisser angesehenen Familien aus ihren Verstecken hervor, nahm erst ein Dutzend von ihnen und überließ die anderen seiner Leibwache zur Vergewaltigung. Mehr als 30 neunjährige Mädchen wurden geschändet und starben an den fürchterlichen Folgen.

General Han-gung-lu nahm Li Hien ein und ließ dort 30000 Menschen, von den Neugeborenen bis zu den Greisen, massakrieren. Die Massakrierung erfolgte summarisch. Man hatte sich die fürchterlichsten Methoden erdacht. Vielen ließ er familiäre Glieder abbauen, anderen den Hals aufschneiden, aber so, daß sie noch nicht gleich starben. Dann ließ er sie auf der Straße liegen im Schmutz und Dreck, drei Tage, dann wurde ihnen der Todesstoß gegeben. Man hatte viel von Ma gelernt und war der hündischste und viehischste Untertan. Man drehte der Bevölkerung das letzte Geldstück heraus. Nachdem man den Opfern die Füße halb abgeschlagen hatte, wurden sie mit

## Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.

Wagerecht: 2. Stadt in Sachsen, 7. lateinischer Ausdruck für Art, 8. großer Vogel, 9. Fluß in Frankreich, 11. Weinort an der Mosel, 13. Teil eines Wagens, 14. tapfere Eigenschaft, 16. Nebenfluß des Rheines, 18. Verwandter, 19. arithmetischer Begriff, 20. Dirschart, 22. Frauenname, 24. soviel wie "selten", 25. französische Bezeichnung für König, 27. Akerabauer, 28. teilscher Sänger, 30. Adelstitel, 31. Verwandter, 32. Frauenname. Senkrecht: 1. Bezeichnung für "Frachtküde", 2. alkoholisches Getränk, 3. Nebenfluß der Donau, 4. Bodenart, 5. Gruß, 6. Bescheidenheit, 10. Stadt in Oberschlesien, 11. Blume, 12. Schreibgerät, 14. Frauenname, 15. Teil der U.S.A., 17. alkoholisches Getränk, 18. geographischer Punkt, 21. Bediensteter, 23. Stoffart, 25. Begrenzung, 26. Vorbild, 28. Schlangentanz, 29. Gemeinschaft.

## Die kleine Frau Storkow

Die ist absolut. Leider! Aber wir haben noch keine Möglichkeit gefunden, sie anders zu gestalten. Die Schwierigkeiten sind so bei einem Riesentier wie Kuhland so ungeheuerlich groß. Uns fehlen Staatsmänner, die ihre Stellung nicht als Futtertröge ansehen, sondern die ungenügenden, von Menschenliebe erfüllten Kämpfer. Aber sie sind ja so selten."

Sie führen nach dem Ende der Oper zu Goller, dem zur Zeit tonangebenden Weinrestaurant Unter den Linden. Alle befanden sich in aufgeregter Stimmung, ganz besonders Oberst Hofstsch. Er hatte die Gesellschaft Morias genossen, die ihm in den Aktpausen jeweils die Handlung auf russisch überlebte und ihm damit zum richtigen Verständnis der Oper verhalf.

Generaldirektor von Nordon war selten Gast bei Goller, nur wenn es die Repräsentation erforderte. Aber man konnte ihn, wußte, daß er der allmächtige Leiter der Weltfirma war und als er mit seinen Gästen eintrat, da flohen die Kellner.

Die anwesenden Gäste warfen verstohlene Blicke auf die Reuanaefamnen.

Als sich die drei weiblichen Gestalten ihren Umhüllungen entzählt hatten und in ihren eleganten Roben Platz nahmen, da ging ein Raunen unter der anwesenden Damenwelt los

Alle bewundertes die geschmackvollen Roben. Herr von Geseinius, der in der Berliner Gesellschaft als tonangebend in Modedingen galt, jagte bewundernd: "Ah... es gibt doch noch Frauen, die sich nicht nur gut anziehen, sondern die verstehen, aus sich ein Gedicht zu machen."

Was ihm zwar einen vorwurfsvollen Blick seiner schönen Partnerin eintrug, der ihn aber nicht bekümmerte.

Der Oberkellner stand vor dem Generaldirektor.

Gans sah die Karte nicht an. "Ich möchte einen Rheinwein haben, leicht, angenehm, etwas Besonderes, mein Herr, ein Wein, der uns gern wieder zu Goller kommen läßt."

Ehrfurchtsvoll verbeugte sich der Oberkellner.

"Ich verstehe, Herr Generaldirektor. Der Preis spielt doch keine Rolle." "Nein!"

"Dann werde ich Ihnen einen Wein servieren, wie Sie ihn in ganz Berlin nicht wieder erhalten, Herr Generaldirektor. Von 1898. Berncastler. Aber er ist in einem Sonnenjahr gewachsen und hat, obwohl er ein Moselwein ist, die Süße des Rheinweins und den wundervollen Epirit des Mosel. Herr Generaldirektor... Herr Goller trinkt ihn nur selber."

Gans lachte leicht auf.

"Gut, bringen Sie den Wein. Es ist doch auch ein Damenwein?"

Und wirklich der Wein war ein Wunder. Alle tranken ihn und lobten sich an.

Das war wirklich ein Wein, angeguckt unter tausenden von Sorten, geprüft von der Zunge eines wirklichen Kenners.

Der Oberkellner sah wie bekriegt alle schienen und strahlte über das ganze Gesicht.

Worum sollte er nicht strahlen! Die Flasche kam... 180 Mark. Die Reche ließ sich schon mitnehmen.

Die Russen waren samt und sonders keine ausgesprochenen Weinkenner, aber das spürten sie doch, daß ihnen etwas ganz Erlesenes geboten wurde.

Maria trank den Wein in ganz kleinen Schlücken.

Und fühlte wie angenehm er ihr ins Blut ging.

Carla flüsterte ihr zu: "Du, Liebe... von dem Wein darf ich nicht viel trinken, sonst werde ich zu lustig."

So leise sie auch sprach, der Generaldirektor hatte gute Ohren. Er hörte es und wandte sich seiner Privatsekretärin zu.

"Fräulein Gollmann, Sie dürfen heute lustig sein, soviel Sie wollen. Wir sind heute nicht im Geschäft! Die Arbeit steht nicht hinter uns! Seien Sie fröhlich! Sie haben die ganzen Tage wacker geschafft, alle beide, und warum soll ein Generaldirektor nicht einmal seinen Titel abstreifen und nichts sein, als einmal ein fröhlicher Mensch?"

Frau Imogen stimmte ihm lachend zu.

Plötzlich mußte Carla lachen, vermochte es nicht zu verbeikhen.

"Warum lachen Sie, Fräulein Carla?" fragte Frau Imogen freundlich.

"Ach, anädige Frau, großen Sie mir nicht... ich mußte dran denken, Sie sind die Frau Mutter unseres Herrn Generaldirektors... und sind doch so jung, so jung."

Frau Imogen verstand sie. "Mein liebes Kind, um mütterlich zu fühlen, braucht man nicht alt zu sein, ja, man darf überhaupt nicht alt sein."

Rodowitsch sagte zu dem Generaldirektor: "Es ist unglaublich, wie unsere liebe Landsmännin hier angehaunt wird. Aber ich begreife es, sieht sie nicht in ihrer wunderbaren Robe wie eine kleine Fürstin aus?"

"Ich muß Ihnen zustimmen, Erzherzog!"



den Händen schon freigegeben. Als die Hände ihre Schuldigkeit getan hatten, brauchte sie der Gemarkerte samstags nicht mehr. Dan ließ die kleinen Kinder auf einen Tisch legen, legte einen zweiten darauf und seine Kumpanen trampelten solange darauf herum, bis die Schädel zerplatzt waren. Die Frauen ließ er entleeren, und mit siedendem Öl oder brennendem Kohlen die Körperstelle versengen. Den Männern ließ er das siedende Öl in die Ohren gießen. Dan schien der leidhaftige Teufel zu sein. Er entdeckte in 5 Regelen in Ling Ost im Hinglang-Gebirge das Versteck ersehnter Raubplünder. 8000 Frauen und Kinder hatten dort Schutz gesucht. Da vollbrachte Dan die grausamste Tat seines fürchterlichen Lebens. Er räumte sie aus, bis sie aus ihren Verstecken hervorkamen und ließ sie dann abschlachten. Frauen und Kinder. Dan stand

dabei und schaute den Greuelthaten kühn an. Das war Dan, der treueste Untertan des Ra-Ting-Königs.

### Das „Fläscheln“ im Schwarzwald

Eine wichtige Frühjahrarbeit ist für die Bewohner der steilen Schwarzwalddörfer das sogenannte „Fläscheln“. Da Regen, Schneeschmelzwasser und eigenes Gewicht den Ackerboden an den steilen Hängen nach unten schiebt, muß die Erde in jedem Frühjahr mit Hilfe einer flachenzugähnlichen Rolle wieder auf die Halbe hinaufgeschafft werden. Ueber die am oberen Ende des Ackers angebrachte Rolle läuft ein langes, hartes Drahtseil, an dessen einem Ende ein mit Erde gefüllter zweirädriger Karren hängt, während an dem anderen Ende ein Pferd oder Rind zieht.

### Humoristisches.

Zuvorkommen. „Junger Mann, ich werde Sie lehren, meine Tochter zu küssen!“  
 „Ja, Herr Krause, eben schon gelernt!“  
 Im Eifer. Frau K.: Ich bin sehr zufrieden mit meinem Manne. Er spielt nicht und trinkt auch nicht.“  
 Frau K.: „Kauft er denn auch nicht?“  
 Frau K.: „Ja, wenn er gut zu Mittag gegessen hat, kauft er eine Zigarete, das kommt aber nur selten vor.“  
 Lehrer zum Karikisten: „Wann bist du geboren?“  
 Karikisten: „Ich bin garnicht geboren, Herr Lehrer. Ich habe eine Stiefmutter.“

# Der Detektiv des Kaisers

Was der „Meisterspion“ Kaiser Wilhelms II. erlebte.

Aus den Erinnerungen des Berliner Kriminalkommissars Gustav Steinhauer, Chef des Sicherheitsdienstes des ehemaligen Kaisers.

Copyright 1929 by Press-Verlag Dr. R. Dammert.

## Hohe und höchste Mitgiftjäger.

In den neunziger Jahren erschienen in den größten Zeitungen regelmäßig Heiratsannoncen, die von Offizieren aufgegeben waren. Sie waren meistens so gehalten, daß man aus der Fassung schon ersehen konnte, zu welchem Zwecke sie aufgegeben waren. Der Aufgeber wollte seinen gesunkenen Finanzen durch eine reiche Partie wieder aufhelfen. So las man öfters: „Offizier, hübsche große Erscheinung, sucht sich zu verheiraten. Mitgift mindestens 500000 Mark“, oder: „Offizier eines der ersten Garderegimenter, blendende Erscheinung, sucht sich zu verheiraten. Hohe Mitgift erforderlich. Konfession Nebenache.“ Geld natürlich Hauptache!

Von irgendeiner Seite — wohl gerade von einem auf diese Weise reich gewordenen — wurde der Kaiser auf diesen Unfug, mit dem Offizierstitel derartig Handel zu treiben, aufmerksam gemacht. Er war wütend und machte seinem Herzen in wenig schmeichelhaften Ausdrücken für diese skrupellosen Mitgiftjäger Luft. Eines Tages beehrte er den damaligen Polizeipräsidenten von Richtiges zu sich und befahl, daß gegen die Aufgeber derartigen Annoncen strengstens eingeschritten werden sollte; ein gleicher Befehl ging auch den Spitzen der Militärbehörden zu.

Herr von Richtiges, für den ich schon verschiedene distrierte Angelegenheiten zufriedenstellend erledigt hatte, ließ mich kommen und fragte mich, ob ich imstande sei, die Aufgeber derartigen Annoncen zu ermitteln. Selbstverständlich bejahte ich seine Frage und bekam nun den Auftrag, jeden Tag die Hauptzeitungen daraufhin zu lesen, solche Inserate auszuscheiden und den Aufgeber zu ermitteln. Das war keineswegs eine Kleinigkeit, denn es erschienen unter den vielen Heiratsannoncen in den Berliner und in auswärtigen Blättern täglich einige, die aufgefächert werden mußten.

Ich mietete mir ein besonderes Zimmer als Empfangsalon. Dann schaffte ich mir alle möglichen Arten von Briefpapier an, vom feinsten bis zum größten, mit fünf, sieben, und neunzähligen Kronen verziert, schließlich engagierte ich auch eine „Vertrauensdame“ im gehesten Alter, die als Vermittlerin und als Schwiegermutter, je nach Bedarf, einspringen mußte. Dann ging die Geschäfte los.

Tag für Tag lag ich morgens in der Konditorei von Gumpert in der Neuen Königstraße und studierte dort die verschiedenen Zeitungen. Oft war die Ausbeute groß, ein andermal wieder klein; etwas fand ich fast jeden Tag. Viel Spaß habe ich dabei erlebt und Kollegen und Borgefeste haben sich immer königlich amüsiert, wenn ich die einzelnen Szenen schilderte. Hier will ich nur zwei Fälle schildern, und zwar entbehrt der eine nicht einer gewissen Komik, während der andere durch die Einfachheit der Lösung — durch einen Witz — und ferner dadurch interessant erscheint, daß die Kaiserin selbst auf Ermittlung des Aufgebers drängte.



Polizeipräsident von Richtiges, Steinhauers Chef während der Mitgiftjägeraffäre.

Eines Tages erschien in einer Dresdener Zeitung eine Annonce mit der Ueberschrift: „Höherer Beamter“ und dann weiter: „Reserve-Offizier eines der schnelligsten Kavallerieregimenter, große blendende Erscheinung, sucht sich zu verheiraten. Konfession Nebenachse. Mitgift erforderlich. Offizier unter A. R. 1876 an die Expedition.“ In knitt die Annonce natürlich aus, da sie ja in mein Fach zuzug, hatte es aber mit der Aufführung nicht so eilig. Am nächsten Tage war aber schon die Annonce im Kriegsministerium aufgefallen, ausgeschnitten und dem Berliner Polizeipräsidenten zur Ermittlung des Aufgebers zugesandt worden. Ich ließ von meiner Vertrauensdame auf einem eleganten, mit einer Krone verzierten Briefbogen folgenden Brief an die Chiffreadresse schreiben: „Auf die Annonce vom 20. d. Mts. bitte ich Sie, sich zu einer Besprechung am Montag, dem 28. Februar, abends 6 Uhr, im Wartesaal des Bahnhofes Friedrichstraße einzufinden. Es handelt sich nicht um meine Person, sondern um eine meiner Töchter, mit der ich in den nächsten Tagen auf einige Zeit nach Berlin komme. Als Erkennungszeichen werde ich zwei weiße Ketten und ein weißes

Taschentuch in der rechten Hand halten.“ Dieser Brief wurde in Reustreiß in Mecklenburg auf die Post gegeben.

Inzwischen hatte ich mit meiner Vertrauensdame die Sache eingehend besprochen und wir waren zu dem Entschluß gekommen, daß sie sich als verwitwete Gutsbesitzerin aus Waren in Mecklenburg ausgeben sollte, die ihre Tochter gern verheiraten möchte. Das Weitere würde sich ja dann aus der Unterhaltung ergeben. Wir hatten verabredet, daß ich sie gegen vier Uhr aus ihrer Wohnung abholen sollte. Vorher mußte ich mich natürlich überzeugen, daß ihre Aufmachung auch die richtige war und sie so recht proklamatorisch ausah.

An dem Tage, an dem die Zusammenkunft stattfinden sollte, hatte einer meiner Dienstkammeraden Geburtstag. Ein Unglück kommt ja selten allein. Wie es bei uns üblich war, gingen wir gleich mittags, anstatt nach Hause, zu einer gemeinsamen Feier in unser Stammlokal in der Landsberger Straße. Da ging es bald hoch her und wir feierten so vergnügt, daß ich leider darüber ganz und gar die verabredete Zusammenkunft mit meiner Vertrauensdame vergessen hatte. Gegen einhalb sechs Uhr, vielleicht beim zwanzigsten Hoch aus das Geburtstagskind, wurde ich plötzlich durch den Gedanken an meine Verabredung aus dem fröhlichen Feiestaumel gerissen. Ich bekam kein schlechtes Schreck. Hätte der Kriegsminister nicht persönlich sein Interesse an der Ermittlung des Aufgebers kundgetan, hätte ich mich in meiner Geburtstagsfeier kaum stören lassen, so aber wartete mein Chef, dem ich über das Veranlassete Vortrag gehalten hatte, schon am nächsten Tage auf ein Resultat. Daher war die Entdeckung für mich äußerst peinlich. Kurz entschlossen erklärte ich meinen Kameraden, was für mich auf dem Spiele stand, und ordnete folgendes an: Einer mußte in einem Blumengeschäft zwei weiße Ketten kaufen. Mit den anderen fuhr ich zum Zentral-Hotel, das bekanntlich gegenüber dem Bahnhof Friedrichstraße liegt. Dort begab ich mich mit einem meiner Kollegen zum Portier, den ich gut kannte, da ich mit ihm verschiedentlich dienstlich zu tun hatte. In aller Kürze erklärte ich ihm die Situation und bat um seine Unterstützung. Er sagte natürlich zu und wir drei gingen in seinen Ankleidekammer. Dort schrieb ich auf einem Hotelbriefbogen einige Zeilen, dahin lautend, daß ich verhindert sei, um sechs Uhr zu kommen, da ich Besuch bekommen hätte und ins Theater müsse. Um elf Uhr aber würde ich unter denselben Abmachungen im Wartesaal sein. Ich imitierte, so gut es ging, die Handschrift meiner Vertrauensdame. Auf dem Couvert prangte mit großen Buchstaben die Adresse A. R. 1876, einen zweiten Hotelbriefbogen und Couvert nahm ich zur Vorsicht mit.

In neuen goldverzierten Uniformrock des Portiers, seine mit einem breiten Goldstreifen verzierte Mütze auf dem Kopfe, verließ ich dann wohlgenut das Hotel, nachdem mir noch der inzwischen erschienene Kollege graziös zwei weiße Ketten überreicht hatte.

Eine Minute später betrat ich den Wartesaal zweiter Klasse des Bahnhofes Friedrichstraße, während ein Kollege, der meinen Ueberzieher und Hut an sich genommen hatte, draußen wartete. Diese Anordnung war, wie der Verlauf der Sache erweisen sollte, sehr nötig. Die übrigen Kollegen nahmen außerhalb des Wartesaales, und zwar in der kleinen Straße hinter dem Bahnhof, Aufstellung. Dort hinaus führten die Fenster des Wartesaales; man konnte durch sie genau beobachten, was im Wartesaal voring. Gespannt harrete ich da der Dinge, die kommen sollten — und ich brauchte wahrhaftig nicht lange zu warten. Es geht doch nichts über militärische Pünktlichkeit.

Knapp sechs Uhr erschien in elegantem Gehpelz und Jaglinder, in der Hand ein Taschentuch und zwei weiße Ketten, ein sehr distinguiert aussehender Herr in den vierziger Jahren, der die paar anwesenden Gäste eingehend musterte. Mich hatte er noch nicht bemerkt. Ich kam mir wie ein Schauspieler auf der Bühne vor. Meine Rolle mußte ich gut einstudiert haben, sonst blieb der Befall aus. Pöcklich trat ich, eine despotische Haltung einnehmend, mit der Mütze in der einen Hand, Brief, Blumen und Taschentuch in der anderen, auf ihn zu. Er sah mich zuerst etwas von oben herab an und fragte dann in hartem, etwas vornehm-nüchelndem Ton: „Was wollen Sie?“ Dann fiel sein Blick auf die Ketten, Taschentuch und Brief. Das zog, denn er wurde um einige Grade freundlicher. Ich sagte ihm, ich käme aus dem Zentral-Hotel und sei von einer dort wohnenden Dame beauftragt, diesen Brief an einen Herrn abzugeben, der mit zwei weißen Ketten und einem Taschentuch um sechs Uhr in den Wartesaal zweiter Klasse käme. Die gnädige Frau lasse sich entschuldigen, aber sie habe ganz plötzlich Besuch erhalten und müsse sich unbedingt diesem Besuche erst widmen. Alles übrige stehe im Briefe. Auf alle Fälle habe die gnädige Frau Briefbogen und Couvert für die Antwort mitgeschickt. Bei diesen Worten übergab ich ihm beides und stand beschiden beiseite. Er las den Brief aufmerksam, setzte sich an einen Tisch und schrieb auf den mitgebrachten Briefbogen eine kurze Antwort, die er mir im verschlossenen Couvert übergab. Zugleich erbat er sich die beiden Ketten, die ich in der Hand hatte. Dann holte er aus

seiner Tasche eine mit Zwanzigmarkstücken gefüllte Patentbörse hervor, entnahm ihr ein Zwanzigmarkstück und fragte mich zögernd:

„Wie heißt die gnädige Frau?“

Als ich darauf achselzuckend und bedauernd antwortete: „Herr Baron, darüber soll ich nicht sprechen“, jagte er schnell: „Gut, gut, empfehlen Sie mich der gnädigen Frau; ich werde um elf Uhr wieder hier sein.“ Darauf reichte er sich stolz zu voller Höhe auf, übergab mir das Zwanzigmarkstück und sagte leise hinzu: „Sagen Sie ihr, daß Sie mich gesehen haben.“ Er meinte natürlich damit, ich sollte ihn der gnädigen Frau auch richtig beschreiben und ihr erzählen, was für ein schneidiger Kerl er sei. Ich verneigte mich tief und sagte: „Zu Befehl, Herr Baron.“ Im stillen aber schüttelte ich mich vor Lachen.



Der Mitgiftjäger, Nat. A. R.

Als er mir das Goldstück überreichte, erhoben meine Kameraden am Fenster auf der Straße, die den Vorgang mit angesehen hatten, ein wahres Indiangereben vor Freude. Nun konnte ja die Geburtstagsfeier ihre Fortsetzung finden. Der Herr aber verließ hocherhobenen Hauptes den Wartesaal. Ich rief blühsinnlich das Couvert auf. Ein Blick genügte, um zu sehen, daß er in dem Antwortschreiben seinen Namen nicht angegeben hatte, sondern nur mit den beiden Buchstaben unterzeichnet hatte, die in der Annonce angegeben waren. Nun war ich ebenso klug wie vorher; ich wagte immer noch nicht, wie er hieß, und war recht ärgerlich. Es war damit zu rechnen, daß wir die ganze Nacht hinter dem Koffen Mitgiftjäger herlaufen mußten, um seine Person festzustellen. Eine schrecklich langweilige Geschichte, aber Dienst ist Dienst...

Schnell jog ich den Portierrock aus, warf Rock und Mütze meinem Kollegen zu, zog meinen Ueberzieher ebenso schnell an, setzte meinen Hut auf und ließ hinter ihm her. Keine übrigen Kollegen folgten im gewissen Abständen. Der jüngste hatte den Befehl, den Betrautlandidaten auf alle Fälle zu beobachten und festzustellen, wo er blieb. Das Glück war mir hold. Schon an der Ecke der Französischen Straße wurde er von einem entgegenkommenden Herrn angehalten. Die beiden begrüßten sich und sprachen in freundschaftlicher Weise ein paar Worte. Für mich immerhin genug, um zu sehen, daß beide gut genug bekannt sein mußten. Schnell hatte ich mir einen kleinen Plan zurechtgelegt. Ich klemmte mein Monotel ins Auge, folgte dem anderen Herrn

hinter mich kurz und bündig als „Hauptmann von Heildorf“ vor

und fragte ihn, ob der Herr, mit dem er soeben gesprochen hätte, nicht Hauptmann Görne, ein früherer Regimentskamerad von mir, sei. Außerst liebenswürdig nannte auch der Herr seinen Namen und fügte dann lächelnd hinzu: „Das ist wohl ein Irrtum Ihrerseits. Der Herr ist der Na. A. R. und hat bei den Kürassieren in Brandenburg gestanden.“ Das war ein bedeutender Schritt vorwärts. Meine Getreuen versammelten sich wieder um mich bis auf den, der die Beobachtung aufgenommen hatte, und die Geburtstagsfeier nahm mit Hilfe des neugewonnenen Zwanzigmarkstücks, das mir allerdings, streng genommen, noch nicht gehörte, ihren Fortgang. Um ein Uhr erschien schließlich auch der Beamte, der die Beobachtung aufgenommen hatte, und erzählte, daß der Herr von elf bis zwölf im Wartesaal gesessen, dort dreimal Kaffee und zweimal einen Cognac getrunken habe — der arme Kerl schließlich habe er während die Ketten in seinen Ueberzieher gesteckt und den Wartesaal verlassen. Er sei dann nach dem Zentral-Hotel gegangen, habe mit dem Nachtportier ein paar Worte gesprochen und sei schließlich in der Wilhelmstraße in einem großen Hause verschwunden. Mit Hilfe des Polizeiportiers konnten wir noch in derselben Nacht feststellen, daß in dem Haus Herr A. R. wohnte.

(Fortsetzung folgt.)

